

Sorgen und Ängste in soziologischen Gegenwartsdiagnosen

Eine kritische Bestandsaufnahme

Jan Delhey und Christiane Lübke

Ein »mit Beklemmung, Bedrückung, Erregung einhergehender Gefühlszustand [angesichts einer Gefahr]; [ein] undeutliches Gefühl des Bedrohtseins« – so definiert der Duden Angst. Ein unangenehmes, aber auch natürliches Gefühl, das wir alle kennen und in unterschiedlichsten Situationen schon erlebt haben. Glaubt man populären Zeitdiagnosen, treten Sorgen und Ängste heute immer häufiger und stärker auf und sind zu einem, ja *dem* bestimmenden Gefühl moderner Gesellschaften geworden. Demnach leben wir in einer »Gesellschaft der Angst« (Bude 2014), in der die Menschen sich um praktisch alle Bereiche ihres eigenen Lebens wie auch um den Zustand der Gesellschaft insgesamt sorgen. Bedrohungen scheinen dabei überall zu lauern: Wiederkehrende Wirtschafts- und Finanzkrisen, die Globalisierung und die Technisierung der Arbeitswelt, der Umbau des Wohlfahrtsstaates, Kriege und Terrorismus, Naturkatastrophen und Klimawandel – die Liste ließe sich sicher weiter fortführen. Die Menschen, so die Diagnosen, reagieren auf diese und andere Entwicklungen mit wachsenden Sorgen und Ängsten, die von persönlichen Abstieg-, Inferioritäts- und Verlustängsten bis zu gesellschaftsbezogenen Sorgen reichen, die sich um den gesellschaftlichen Zusammenhalt, über die Zuwanderung oder um die Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit ranken.

Diese konkreten Sorgen und Ängste sind für Autoren¹ wie Heinz Bude Symptome für ein grundsätzliches Angstgefühl, das sich im Vergleich zu früher – wobei offen bleibt, von welchem »früher« eigentlich genau die Rede

1 Die in diesem und weiteren Beiträgen des vorliegenden Sammelbandes gewählte männliche Form bezieht sich immer zugleich auf weibliche und männliche Personen.

ist – ausbreitet und mittlerweile das gesamte Leben betrifft. Man kann Angst »vor der Zukunft haben, weil bisher alles so gut geklappt hat; man kann jetzt im Moment Angst vor dem nächsten Schritt haben, [...] [oder] Angst vor der Vergangenheit« (Bude 2014: 11). Es sei ein diffuses Gefühl von Ungewissheit und Verlustangst entstanden, das man auch als Kontingenztangst beschreiben könnte (vgl. Dehne 2017).

Auch in anderen Zeitdiagnosen ist Angst ein wichtiges Thema, wobei oftmals ein bestimmter Ausschnitt aus dem Universum möglicher Ängste im Mittelpunkt steht. In Ulrich Becks »Risikogesellschaft« (1986), heute ein moderner Klassiker, sind es vor allem Ängste, die mit der individualisierten Lebensführung und den technologisch-ökologischen Risiken der Industriegesellschaft zu tun haben. In Sighard Neckels (2008) Diagnose einer »Erfolgskultur« sind es vor allem Statusängste – Befürchtungen, im Konkurrenzkampf einer erfolgsorientierten Marktgesellschaft nicht zu bestehen und zu den Verlierern zu gehören. Und in Oliver Nachtweys »Abstiegsgesellschaft« (2016) ist es vor allem die Angst vor dem sozialen Abstieg und der Verschlechterung des Lebensstandards, die die Menschen umtreibt. Im Folgenden fassen wir – zugegebenermaßen vereinfachend – *alle* Zeitdiagnosen, in denen Sorgen und Ängste eine tragende Rolle spielen, unter dem Begriff der »Angstgesellschaft« zusammen.

Dass sich überhaupt solch ein düsterer gemeinsamer Nenner finden lässt, ist an sich schon bemerkenswert. Es hat sich unverkennbar ein pessimistischer Grundton in aktuellen Gegenwartsdiagnosen etabliert, der einen großen Kontrast darstellt zu der eher optimistischen Art und Weise, wie in den 1970er, 1980er und frühen 1990er Jahren »das Neue« an der Gesellschaft beschrieben wurde. So kannte Daniel Bells postindustrielle Gesellschaft in der kulturellen Sphäre vor allem einen experimentellen Hedonismus (Bell 1991, englisches Original von 1978), den er übrigens keineswegs guthieß, während Ronald Inglehart (1971) den Wertewandel hin zum Postmaterialismus hervorhob, getragen vom weitverbreiteten Gefühl existenzieller Sicherheit. Für die deutsche Soziologie stellt sicherlich die »Erlebnisgesellschaft« von Gerhard Schulze (1992) den Höhepunkt der optimistischen Zeitdiagnose dar. Beschäftigt mit ihrem Projekt des schönen Lebens, verspüren die innenorientierten Erlebnissuchenden Sorgen und Ängste eher in der Luxusvariante: Habe ich das richtige gewählt? Verpasse ich etwas? Wenn man den neuesten Zeitdiagnosen Glauben schenkt, sind diese unbeschwernten Zeiten vorbei. Die Diagnose Angstgesellschaft ist jedenfalls vom Feuilleton und der

Belletristik vielfach aufgegriffen und damit an eine breite Öffentlichkeit vermittelt worden. So ist die Rede vom »Lebensgefühl Angst« (Schmidbauer 2015) oder der »Generation Angst« (Pauer 2011).

Sorgen und Ängste sind den Angstdiagnosen zufolge jedoch nicht nur auf einem historischen Höchststand, sie sind zudem in allen Bevölkerungsschichten angewachsen und würden »keine sozialen Grenzen« mehr kennen (Bude 2014: 3). Schon Mitte der 1980er Jahre beschreibt Ulrich Beck Angst als den neuen Kitt einer Risikogesellschaft, in der Unwägbarkeiten und ökologische Gefahren nicht mehr entsprechend der sozioökonomischen Ressourcen verteilt sind, sondern die gesellschaftliche Schichtung unterlaufen und früher oder später alle Bevölkerungsgruppen »erwischen« (Beck 1986: 30). Während Beck dabei vor allem technisch-ökologische Gefahren im Blick hatte (Stichwort: »Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch«, Beck 1986: 48), sollen aktuell vor allem Abstiegsängste über alle Schichtgrenzen hinweg verbreitet sein. So beschreibt Oliver Nachtwey in seinem Buch »Die Abstiegs-gesellschaft« eine Gesellschaft, in der »Erwerbstätigkeit [...] zunehmend weniger Menschen Sicherheit, Status und Prestige sowie die Möglichkeit einer kontinuierlichen Lebensplanung« (Nachtwey 2016: 121) bietet. In dieser Gesellschaft scheint »die kollektive Angst vor dem sozialen Abstieg allgegenwärtig zu sein« (Nachtwey 2016: 7). Verstärkt wird diese Angst noch dadurch, dass die ökonomische Ungleichheit steigt und vom wachsenden Wohlstand nur noch eine kleine Schicht profitiert, nicht mehr aber der normale, abhängig Beschäftigte. Das düstere Szenario, das hier gezeichnet wird, ist das einer Gesellschaft, in der es für viele nur noch bergab geht – und in der Angst das vorherrschende Gefühl ist.

Unsicherheit entsteht jedoch nicht nur durch den Arbeitsmarkt und weniger stabile Erwerbskarrieren, sondern auch durch einen Abbau wohlfahrtsstaatlicher Anrechte und Leistungen. Fungierte der deutsche Sozialstaat mit seinem umfangreichen System der sozialen Sicherung und dem Prinzip des Statuserhalts lange Zeit als »Angsthemmer«, werde er nun selbst zu einem »Angstfaktor« (Betzelt/Bode 2017). Vor allem die zwischen 2003 und 2005 umgesetzten Hartz-Reformen lösten Sorgen und Ängste aus, weil sie einen Systemwechsel von einem Status erhaltenden hin zu einem auf Eigenverantwortung setzenden, rein existenzsichernden Wohlfahrtsstaat bedeuten (Knuth 2006). Der deutsche Sozialstaat, so eine aktuell vorgebrachte These, trage seitdem eher zur Verunsicherung als zur Beruhigung der Menschen bei (Betzelt/Bode 2018, vgl. auch Erlinghagen 2010; Lübke/Erlinghagen 2014).

Andere Autoren betonen die kulturellen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, die ebenfalls angstfördernd seien. Vor allem angelsächsische Autoren verweisen hier auf den um sich greifenden Konsumerismus, durch den Statussymbole an Bedeutung gewonnen hätten. Die Gesellschaft, die der »egoistische Kapitalismus« (James 2008) schaffe, gleiche einem Statusrennen, bei dem eben nur wenige gewinnen können – und viele verlieren. Sighard Neckel (2008) hat auch Deutschland in den Kategorien einer solchen statusbesessenen Erfolgskultur analysiert. Der knallharte Wettbewerb und der Gewinnerkult machten natürlich zuvorderst den Verlierern zu schaffen, aber auch die Gewinner zahlen ihren seelischen Preis, weil es auf (fast) jeder Stufe des Erfolgs immer einen noch Erfolgreicheren gibt.

Besondere Aufmerksamkeit schenken aktuelle soziologische Zeitdiagnosen der Mittelschicht, die wie ein Seismograph besonders stark auf die genannten sozialen, ökonomischen, wohlfahrtsstaatlichen und kulturellen Veränderungen reagiere (Schöneck/Ritter 2017; Schimank/Mau/Groh-Samberg 2014; Mau 2012). Die Mitte der Gesellschaft gilt als vergleichsweise gut abgesichert, verfügt sie doch, objektiv betrachtet, über ausreichend Ressourcen, um auch in Krisenzeiten ihren Status sichern zu können. Dennoch attestieren einige Forscher eine Krise der Mittelschicht (Mau 2012; Schimank/Mau/Groh-Samberg 2014). Ökonomische Sorgen und Abstiegsängste, so die Diagnose, machen auch vor der Mittelschicht nicht mehr halt (Mau 2012). Diese Diagnose der flächendeckenden Verunsicherung bis in die Mitte der Gesellschaft hinein hat auch Eingang in die Sozialstruktur-Lehrbücher gefunden (siehe z. B. Geißler 2014: 265 ff.). Zwar gibt es auch empirische Arbeiten, die die Verunsicherung der Mitte relativiert haben (Lengfeld/Ordemann 2017; Burzan/Kohrs/Küsters 2014); dennoch steht die Mittelschicht immer wieder im Zentrum von Angstdiagnosen, z. B. in der schon angesprochenen »Abstiegsgesellschaft« Nachtweys. Damit einher geht die (meist implizite) Annahme, dass sich Sorgen und Ängste immer mehr von tatsächlichen Bedrohungen lösen und eine Eigendynamik entwickeln (Dehne 2017: 87–90).

Die Diagnose Angstgesellschaft ist vielleicht auch deshalb so populär, weil sie eine (einfache) Erklärung für den Erfolg v. a. populistischer Bewegungen rund um den Globus liefert, angefangen bei der Etablierung der AfD in Deutschland, dem Wahlerfolg Donald Trumps in den USA bis hin zum Votum für den Brexit in Großbritannien. So wird häufig auf die tiefgreifenden Sorgen und Ängste der sogenannten Modernisierungsverlierer verwiesen, die im Zuge des sozioökonomischen Wandels ihre Status einge-

büßt haben oder zumindest darum fürchten müssen. Diese offenbar akuten Abstiegsorgen breiter Kreise der Bevölkerung sollen das Vertrauen in die etablierten Parteien und Institutionen geschwächt und den Nährboden für die meist rechtspopulistischen Parteien und Bewegungen bereitet haben (Betzelt/Bode 2017; Nachtwey 2015, 2016). Zuwanderer und andere Minderheiten werden dabei »nur« zur Projektionsfläche der Verlust- und Abstiegsängste.

Alle Angstdiagnosen – so unterschiedlich sie im Detail auch sein mögen – lassen sich unseres Erachtens auf die folgende Formel bringen: Sie nehmen an, dass Sorgen und Ängste *erstens* so stark angestiegen sind, dass sie heute zu einem bestimmenden Merkmal moderner Gesellschaften geworden sind. Nie waren demnach die Sorgen der Menschen größer und vielfältiger als in den letzten Jahren und schließen sowohl persönliche als auch gesellschaftsbezogene Sorgen ein. Sorgen und Ängste sind *zweitens* in allen Bevölkerungsschichten angestiegen und kennen daher keine sozialen Grenzen mehr. Auch die objektiv eigentlich nach wie vor gut abgesicherte Mittelschicht wird aktuellen Angstdiagnosen zufolge zunehmend und in großem Maße von Sorgen und Ängsten geplagt. Und *drittens* sind Sorgen und Ängste heute folgenreicher für Individuen und Gesellschaft, da sie zunehmend das Denken und Handeln der Menschen beeinflussen. Insbesondere werden gestiegene Sorgen und Ängste mit einer gewissen politischen Unzufriedenheit und dem Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen und Parteien verantwortlich gemacht. Dies sind drei Kriterien, anhand derer man die Diagnose Angstgesellschaft überprüfen kann.

So geläufig und auch eingängig die Rede von der Angstgesellschaft ist, so wenig kann sie derzeit als empirisch gesichert gelten. Derzeit wissen wir nicht umfassend, welche Sorgen und Ängste für welche Bevölkerungsgruppen mit welchen Konsequenzen angestiegen sind. Dies mag den Leser überraschen; haben Autoren wie Bude, Neckel oder Nachtwey – um in Deutschland zu bleiben – mit ihren Büchern denn nicht bereits den *Nachweis* geführt, dass Sorgen und Ängste die Menschen heute fest im Griff haben? Wir glauben nein, denn so plausibel diese Zeitdiagnosen geschrieben sein mögen, sie setzen sich keineswegs systematisch und schon gar nicht originär-empirisch damit auseinander, was in den Köpfen (und Herzen) der Menschen vorgeht. Primär werden in ihnen eine Reihe sozialer Wandlungsprozesse beschrieben, die durchaus dazu führen *können*, dass sich die Menschen mehr Sorgen machen und mehr ängstigen als früher. Nur, ob dem *tatsächlich* so ist, wird weit

weniger stichhaltig belegt, als es die forschen Buchtitel und zweifelsfreien Deutungen glauben machen.

Empirische Befunde werden in Zeitdiagnosen, zumal wenn sie auf eine breite Leserschaft abzielen, gerne von anderen Forschern übernommen und zur Illustration eingestreut, um das eigene Argument zu stützen. Daran ist gar nichts Falsches. Klar ist aber auch, dass dies selten eine ergebnisoffene Vorgehensweise ist. Gerade bei Budes »Gesellschaft der Angst«, aber auch bei den anderen Autoren, ist eine gewisse empirische Unterzuckerung nicht zu übersehen. Dies ist auch deshalb überraschend, weil die deutsche Wohlfahrtsforschung eine lange Tradition hat, sich auf der Basis von repräsentativen Bevölkerungsumfragen mit positiven wie auch negativen Komponenten des subjektiven Wohlbefindens auseinanderzusetzen (vgl. Glatzer/Zapf 1984). Bezeichnenderweise ist der erste empirische Verweis, der sich in der »Gesellschaft der Angst« in einer Fußnote findet, eine Studie im Auftrag der Frauenzeitschrift »Brigitte«. Vieles spricht dafür, dass in den Zeitdiagnosen weder Material noch Methoden der empirischen Sozialforschung (und das heißt hier vor allem: der akademischen Umfrageforschung) hinreichend genutzt wurden, um der Frage nachzugehen, wie sich die Befindlichkeiten der Menschen in Deutschland über die letzten zwanzig, dreißig Jahre entwickelt haben.

Zielsetzung und Struktur des Sammelbandes

Ziel des vorliegenden Sammelbandes ist es deshalb, empirische Arbeiten zur Gefühlslage der Menschen zu bündeln und einer breiten Leserschaft zugänglich zu machen. Damit soll die Diagnose einer angstbestimmten Gesellschaft einer kritischen, empirisch informierten Prüfung unterzogen werden.

Der Sammelband beginnt mit zwei Beiträgen, die einen deskriptiven Überblick über die Verbreitung und Entwicklung von Sorgen und Ängsten in Deutschland liefern. *Christiane Lübke* zeigt in ihrem Beitrag auf, welche Bevölkerungsgruppen sich aktuell welche Sorgen machen und welche Sorgen und Ängste in den vergangenen Jahrzehnten angestiegen sind. Sie nutzt dafür die repräsentativen Daten des Sozio-oekonomischen Panels, die in Westdeutschland bis 1984 und Ostdeutschland bis 1990 zurückreichen und jährliche Informationen sowohl zu persönlichen als auch gesellschaftsbezogenen Sorgen enthalten. Persönliche Sorgen und Ängste beziehen sich auf konkrete

Lebensbereiche der Befragten und umfassen beispielsweise die Sorge um die eigene Altersvorsorge, die eigene Gesundheit oder den eigenen Arbeitsplatz. Gesellschaftsbezogene Sorgen beziehen sich hingegen auf Bereiche, die außerhalb des unmittelbaren Einflussbereiches des Einzelnen liegen. Dazu zählen Sorgen über die Kriminalitätsentwicklung, die Zuwanderung, den Schutz der Umwelt und die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung. Über die letzten Jahrzehnte hinweg lassen sich immer wieder Phasen beobachten, in denen bestimmte Sorgen und Ängste besonders stark verbreitet waren, dann aber meist auch schnell wieder zurückgegangen sind. Mitte der 2000er Jahre beispielsweise dominierten wirtschaftliche Sorgen die Gefühlslage in Deutschland, während diese aktuell auf einem historischen Tiefstand sind. Dafür sorgen sich die Menschen vornehmlich um Themen rund um Zuwanderung und Sicherheit, was wiederum in Zusammenhang steht mit konkreten Ereignissen wie der aktuell starken Flüchtlingszuwanderung, dem Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen und Parteien sowie in Europa verübten Terroranschlägen. Persönliche Sorgen sind meist deutlich geringer als gesellschaftsbezogene Sorgen. Sie hängen vor allem mit individuellen Merkmalen zusammen und sind daher in der Aggregatebene, mit Ausnahme wirtschaftlicher Sorgen, über die Zeit vergleichsweise stabil.

Anschließend widmet sich *Holger Lengfeld* in seinem Beitrag noch einmal gesondert den Abstiegssorgen der Deutschen und zeichnet deren Verbreitung und Entwicklung im Zeitverlauf nach. Auch seine Analysen mit den Daten des Sozio-oekonomischen Panels zeigen, dass die Abstiegsangst, operationalisiert als Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, nach einem längeren Anstieg seit Mitte der 2000er Jahre stark rückläufig und aktuell auf einem historischen Tiefstand ist. Vor allem in Ostdeutschland sind die Abstiegssorgen in den letzten Jahren stark zurückgegangen, auch wenn sich die Ostdeutschen noch immer mehr Sorgen machen als die Westdeutschen. Ein Grund ist sicherlich die gute wirtschaftliche Entwicklung. Darüber hinaus scheint es, so schlussfolgert der Autor, als hätten die Menschen in Deutschland gelernt, mit den Risiken globalisierter Arbeitsmärkte und zunehmend unsicherer Erwerbskarrieren umzugehen. Schichtspezifische Unterschiede bleiben allerdings weiterhin bestehen: Je höher das Ausbildungsniveau und damit die Schichtposition, desto besser sind die Arbeitsmarktchancen und desto weniger Sorgen berichten die Erwerbstätigen.

Der Beitrag von *Andreas Schmitz* macht in grundlagentheoretischer Absicht darauf aufmerksam, dass Angst immer schon als Bestandteil gesell-

schaftlicher Verhältnisse zu begreifen ist. In Anlehnung an Pierre Bourdieus Konzept der symbolischen Herrschaft arbeitet Schmitz acht idealtypische Funktionen heraus – z. B. Ungleichheit zu verschleiern und zu legitimieren. Sodann wendet er diese Perspektive auf Ängste an und illustriert damit deren manifeste wie latente Funktionen. Dies führt zu einer Reihe von wichtigen Einsichten. So sind Ängste als gekoppelt an die Kapitalausstattung der Akteure und deren Positionierung im sozialen Raum (bzw. Feld) zu sehen, die tief im Habitus der Menschen verankert sind; weiterhin sind die Ängste bestimmter Bevölkerungsgruppen nicht isoliert voneinander zu betrachten, sondern über Angstrelationen. Wie es für die Bourdieusche Theorietradition charakteristisch ist, wird dabei auf das Spiel der Distinktion bzw. den Kampf um Deutungshoheit verwiesen, wobei es die privilegierten Akteure in der Regel schaffen, ihren Ängsten und Sorgen im öffentlichen Diskurs den Anschein der Legitimität zu geben, während die der unterprivilegierten Akteure als unberechtigt, ja zum Teil pathologisch und therapiebedürftig erscheinen. Auf die gesellschaftliche Konstruiertheit und Funktionalität von Angstrelationen unter ungleichen Machtverhältnissen hinzuweisen, ist ein wesentlicher Beitrag von Schmitz.

Mit Statusängsten im Sinne von statusbedingten Inferioritätsängsten und -erfahrungen, beschäftigen sich *Jan Delhey und Leonie C. Steckermeier*. Mit Daten aus drei Wellen des European Quality of Life Survey von 2007–2016 nehmen sie zu zwei theoretischen Debatten Stellung. Zum einen zur sogenannten Spirit-Level-Theorie von Wilkinson und Pickett, die Statusängste ländervergleichend und mit Blick auf ihre negativen Folgen für Individuen und Gesellschaft untersucht; zum anderen zu populären Zeitdiagnosen einer Angstgesellschaft, denen zufolge Statusängste in Deutschland weit verbreitet seien und zunehmen sollten. In Bezug auf die Spirit-Level-Theorie bestätigen Delhey und Steckermeier, dass Statusängste einem sozialen Gradienten folgen, d. h. in den unteren Schichten häufiger vorkommen als in der Mitte oder den oberen Schichten; ferner, dass das Ausmaß der Einkommensungleichverteilung für das gesellschaftliche Niveau an Statusängsten eine Rolle spielt. Darüber hinaus zeigt das Autorenduo, dass Statusängste auch durch kulturelle Ungleichheiten sowie ein inegalitäres Werteklima hervorgerufen werden, und erweitert damit das enge, auf ökonomische Faktoren fokussierte Spirit-Level-Paradigma. Für die oftmals dramatisierenden Angstdiagnosen finden Delhey und Steckermeier wenig empirische Bestätigung. So werden die Deutschen in West wie Ost vergleichsweise we-

nig von Statusängsten geplagt, wie ein europäischer Vergleich zeigt. Die Statusängste steigen auch nicht an, im Gegenteil: In den neuen Bundesländern sind sie seit 2007 sogar merklich auf das ohnehin schon niedrige westdeutsche Niveau gesunken. Der negative Zusammenhang von Statusängsten und Lebenszufriedenheit ist über die Jahre schwächer geworden, was ebenfalls gegen eine Diagnose Angstgesellschaft spricht. Einzig die heute etwas stärkere Übersetzung von Statusängsten in Misstrauen gegenüber staatlichen Institutionen kann als Anzeichen einer Angstgesellschaft gelesen werden. Alles in allem, so Delhey und Steckermeier, sind Statusängste in Deutschland kein wachsendes Problem, sondern eher ein zeitdiagnostischer Mythos.

Im weiteren Verlauf des Sammelbandes werden die Sorgen und Ängste verschiedener Bevölkerungsgruppen näher beleuchtet. Im Beitrag von *Stefanie Herok, Ralf Himmelreicher und Dorina Spahn* geht es um Beschäftigte im Hotel- und Gastgewerbe und die Frage, ob sich deren Sorgen und Ängste durch die Einführung des Mindestlohns im Jahr 2014 verändert haben. Sie nehmen damit eine Erwerbsgruppe in den Blick, die besonders häufig von atypischer und bisweilen auch prekärer Beschäftigung betroffen ist und deswegen auch von der Einführung des Mindestlohnes besonders profitiert haben sollte. Ihre qualitativen Interviews mit Beschäftigten im Hotel- und Gastgewerbe in Brandenburg zeigen, dass in dieser Branche die Sorge vor dem Verlust des Arbeitsplatzes und dem damit verbundenen sozialen Abstieg weit verbreitet ist und auch vor Beschäftigten mit langjähriger Betriebszugehörigkeit und leitenden Positionen nicht Halt macht. Daran ändert verständlicherweise auch der Mindestlohn nichts. Aus Angst vor einem Arbeitsplatzverlust wird Mehrarbeit auch ohne finanziellen Ausgleich und teilweise über die gesetzlich festgelegte maximale Arbeitszeit hinaus von den meisten Befragten geleistet und sogar als »normal« bzw. notwendig akzeptiert. Die Beschäftigten versuchen damit, ihren Arbeitsplatz zu sichern, so dass Arbeitsplatzunsicherheit als Disziplinierungs- und Druckmittel von Seiten der Arbeitgeber missbraucht werden kann. Die Ergebnisse von Herok, Himmelreicher und Spahn belegen aber auch, dass die großen Sorgen über die Sicherheit des Arbeitsplatzes nicht, wie man vermuten könnte, mit einer hohen Unzufriedenheit unter den Beschäftigten im Hotel- und Gastgewerbe einhergehen. Vielmehr arrangieren sich die Beschäftigten mit ihrer unsicheren Situation. Dennoch hegen die Befragten Hoffnung auf eine sichere Beschäftigung ohne große Sorgen vor dem Arbeitsplatzverlust.

Frederike Esche und Petra Böhnke weisen in ihrem Beitrag nach, dass Sorgen um die berufliche Zukunft durchaus schon unter Jugendlichen vorkommen. Konkret untersuchen sie die Erwartung 17-jähriger Jugendlicher, später im gewünschten Beruf einen Arbeitsplatz zu finden, beruflich erfolgreich zu sein und für längere Zeit arbeitslos zu sein. Es zeigt sich, dass Jugendliche aktuell sehr zuversichtlich in die Zukunft schauen und sich deren berufliche Zukunftsaussichten in den letzten Jahren sogar noch verbessert haben. Je nach sozioökonomischem Familienkontext, in dem die Jugendlichen aufwachsen, gibt es jedoch auch signifikante Unterschiede. Pessimistisch schauen vor allem Jugendliche in die Zukunft, deren Eltern arbeitslos sind oder sich selbst große Sorgen um ihren wirtschaftlichen Situation machen. Die Autorinnen schreiben dies innerfamiliären Lernprozessen zu, über die sich die Sorgen der Eltern auf die Kinder übertragen. Sie können außerdem zeigen, dass dem Erziehungsstil dabei eine große Rolle zukommt. Je unterstützender der Erziehungsstil ist, umso optimistischer bewerten die Jugendlichen ihre Zukunftserwartungen. Der Hauptgrund dafür ist, dass sich der Erziehungsstil auf die Schulleistungen der Kinder auswirkt und diese wiederum auf die Zukunftsaussichten. Dieser Befund ergibt sich für Mädchen und Jungen gleichermaßen. Insgesamt belegt der Beitrag, wie wichtig der Familienkontext für die Jugendlichen und die Herausbildung ihrer Sorgen und Ängste ist.

Das soziale Wohlbefinden von türkischen Migranten in Deutschland untersucht der Beitrag von *Anne-Kristin Kuhnt und Annelene Wengler*. Soziales Wohlbefinden, hier definiert als wahrgenommene Unterstützung durch das soziale Umfeld, das Gefühl der Zugehörigkeit und das Vertrauen in Mitmenschen, kann bis zu einem gewissen Grad als Kehrseite von Sorgen und Ängsten betrachtet werden. Die Vermutung der Autorinnen ist, dass ein Migrationshintergrund aufgrund des Auseinanderreißen sozialer Netzwerke (bei der ersten Generation) sowie aufgrund diverser Benachteiligungen (erste und zweite Generation) zu einem geringeren sozialen Wohlbefinden im Vergleich zur deutschen Bevölkerung ohne Migrationshintergrund führt. Dabei gehen sie weiterhin davon aus, dass sich diese Lücke über die Zeit zumindest tendenziell schließt. Deshalb werden sowohl die zwei Migrantengenerationen miteinander verglichen (mit bzw. ohne eigene Migrationserfahrung) als auch für die erste Generation der Einfluss der Aufenthaltsdauer untersucht. Die Ergebnisse, auch die multivariaten, deuten einerseits darauf hin, dass türkische Migranten in der Tat ein geringeres Wohlbefinden haben als die Deutschen ohne Migrationshintergrund. Andererseits ist der Ab-

stand recht gering, nimmt mit der Aufenthaltsdauer ab, und das Niveau des sozialen Wohlbefindens ist recht hoch – angesichts der soziologischen und öffentlichen Debatten um die Benachteiligung von Einwanderern und deren Nachkommen zum Beispiel auf dem Arbeitsmarkt durchaus überraschend. Kuhnt und Wengler deuten ihre Ergebnisse jedenfalls als Indikator für einen intakten und durchaus inklusiven sozialen Zusammenhalt der bundesdeutschen Gesellschaft.

Was sind nun die Auswirkungen von Sorgen und Ängsten auf politische Einstellungen und politisches Verhalten? Dieser brisanten Frage, die sich gerade vor dem Hintergrund der andauernden Wahlerfolge der Alternative für Deutschland (AfD) stellt, widmen sich die beiden abschließenden Beiträge dieses Sammelbandes. Dabei vermisst *Luigi Droste*s Beitrag die Deutschen hinsichtlich ihrer populistischen Grundorientierung und fragt danach, welche sozialstrukturellen und subjektiven Merkmale eine populistische Haltung beeinflussen. Populismus wird dabei gemessen als Konglomerat aus dem Glauben an Volkssouveränität, Anti-Pluralismus und Anti-Elitismus. Nach Droste sind rund ein Viertel der Befragten als »stark populistisch« einzustufen. Die Anhängerschaften der diversen Parteien unterscheiden sich deutlich: Während vor allem die AfD-Anhänger, aber auch viele Linke-Wähler eine gefestigte populistische Grundeinstellung haben, ist der Anteil der Populisten unter den Unions- und vor allem den Grünen-Anhängern gering. Sozialstrukturell findet Droste einen klaren Populismus-Gradienten nach Bildung sowie einen schwächeren Gradienten nach beruflicher Schicht. Gräbt man tiefer nach den Ängsten, Sorgen und Einstellungen, die eine populistische Orientierung befördern, gibt es nicht *den einen* Faktor. Sowohl finanzielle Statusängste als auch ein persönliches Ungerechtigkeitsempfinden und ein gefühlter Kontrollverlust (weil Leben und Politik als immer unübersichtlicher empfunden werden) tragen ihren Teil zu einer populistischen Einstellung bei. Dies zeigt einerseits, dass Populismus nicht allein von Sorgen und Ängsten der Menschen getrieben wird, sondern z. B. auch durch Deprivationsgefühle; andererseits legt der Beitrag eine anomietheoretische Deutung nahe: Eine populistische Geisteshaltung findet sich vor allem bei den Bürgern, die die Welt für (über-)kompliziert halten. Aus Ost-West-Perspektive ist schließlich der Befund interessant, dass sich die stärker populistische Orientierung der Menschen in Ostdeutschland zwar abschwächt, wenn man sozialstrukturelle und subjektive Merkmale berücksichtigt, aber ein genereller Unterschied dennoch bestehen bleibt.

Im abschließenden Beitrag untersuchen *Florian R. Hertel und Frederike Esche*, welche Faktoren die Wahl rechter Parteien wie der AfD in Deutschland begünstigen. Anknüpfend an die mittlerweile hitzig diskutierte Modernisierungsverlierer-These, unterscheiden sie dabei zwischen der objektiven Position einer Person und ihrer subjektiven Verunsicherung als möglichen Bestimmungsgründen. Sie sind insbesondere daran interessiert, herauszufinden, ob sich Sympathisanten rechter Parteien wirklich, wie häufig behauptet, aus der zwar möglicherweise verunsicherten, aber doch immer noch objektiv gut abgesicherten Mittelschicht rekrutieren oder ob nicht doch vor allem die »klassischen« Modernisierungsverlierer aus den unteren Schichten rechte Parteien wählen. Hertel und Esche ergänzen ihre Querschnittsanalysen dabei um eine längsschnittliche Perspektive, die es erlaubt, nicht nur die Personengruppen zu identifizieren, die zu rechten Parteien tendieren, sondern auch die Veränderungen in deren objektiver und subjektiver Lebenssituation, die zum Übergang ins rechte Lager beigetragen haben. Ihre Analysen mit den Daten des Sozio-oekonomischen Panels für die Jahre 2007–2016 ergeben zunächst, dass eine Identifikation mit rechten Parteien umso wahrscheinlicher wird, je niedriger die sozioökonomische Position einer Person ist und je ausgeprägter die subjektive Verunsicherung (gemessen bspw. anhand der Sorgen um die wirtschaftliche Entwicklung oder den Sorgen über die Zuwanderung nach Deutschland). Der Einfluss der objektiven Position wird dabei vor allem durch die subjektive Verunsicherung vermittelt und teilweise sogar vollständig erklärt. Dieses Ergebnis bestätigt sich auch in den Längsschnittanalysen. Vor allem ein vorangegangener (relativer) Einkommensverlust erhöht die Neigung zu rechten Parteien wie der AfD – wiederum vor allem deshalb, weil er mit stärkeren Sorgen und Ängsten einhergeht.

Angstgesellschaft – adäquate Beschreibung oder Panikmache?

Was lernen wir nun aus den Beiträgen? Wie angemessen ist es, die gegenwärtige deutsche Gesellschaft als *Angstgesellschaft* zu beschreiben? Sind Sorgen und Ängste heute, im Gegensatz zu früher, ein so fundamentaler Wesenszug der Gesellschaft, dass sich dieses Etikett geradezu aufdrängt? Bei dem Versuch einer Antwort möchten wir auf die einleitend genannten Kriterien zurückkommen, anhand derer sich die Diagnose Angstgesellschaft über-

prüfen lässt, und die wichtigsten Einsichten aus den Beiträgen dieses Sammelbands entsprechend sortieren; zugleich werden so die noch bestehenden Forschungslücken sichtbar.

Beginnen wir mit dem *ersten* Kriterium, nach dem Sorgen und Ängste aktuell auf einem *historisch hohen Niveau* sind. Die deutsche Bevölkerung müsste von starken Sorgen und Ängsten geplagt werden, die in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren spürbar zugenommen haben. Für diese Behauptung, die sicherlich den Kern der Rede von der Angstgesellschaft ausmacht, finden wir in den Beiträgen relativ wenig Belege. Dies gilt zuvorderst für jene persönlichen Sorgen, die im weitesten Sinne mit der sozialen Stellung und den materiellen Lebensbedingungen zu tun haben. Die Sorge über die eigene wirtschaftliche Lage ist aktuell vergleichsweise gering (Lübke), ebenso Abstiegsängste (Lengfeld), Statusängste (Delhey/Steckermeier) und die beruflichen Platzierungssorgen der Jugendlichen (Esche/Böhnke). Auch das soziale Wohlbefinden von Personen mit Migrationshintergrund ist relativ hoch und nimmt mit zunehmender Aufenthaltsdauer und vor allem im Generationenverlauf zu (Kuhnt/Wengler). Am wichtigsten: Keine dieser Sorgen und Ängste ist in einem *längerfristigen Vergleich* im Bevölkerungsdurchschnitt systematisch gestiegen; manche, wie die finanziellen Sorgen und die Sorgen vor Arbeitsplatzverlust, sind in den letzten Jahren sogar deutlich gefallen und liegen aktuell nicht höher als Mitte bzw. Ende der 1980er Jahre – der Zeit, in der die Gesellschaft als »Erlebnisgesellschaft« (Schulze 1992) beschrieben worden ist.

Da die Behauptung grassierender sozioökonomischer Sorgen und Ängste den Kern der alarmistischen Zeitdiagnosen ausmacht, werden diese durch die Befunde dieses Sammelbandes durchaus in Frage gestellt. Es scheint, als hätten die Angstdiagnosen eine Phase der Eintrübung des subjektiven Wohlbefindens, die etwa von 1990/95 bis 2005 andauerte, vorschnell extrapoliert – ein klassisches Problem der Gesellschaftsdiagnosen (vgl. Bogner 2015). Auch der Verweis auf die gute Wirtschaftslage, derer sich Deutschland nun seit Jahren erfreut, springt den Angstdiagnosen nur bedingt zur Seite. Natürlich haben die gute konjunkturelle Entwicklung und insbesondere das hohe Beschäftigungsniveau einiges dazu beigetragen, dass die Menschen heute wieder positiver gestimmt sind als noch zur Zeit der Hartz-Reformen (vgl. dazu auch Lengfeld in diesem Band). Allerdings behaupten die Angstdiagnosen ja, dass es tiefgreifende strukturelle, institutionelle und kulturelle Veränderungen sind, die relativ konjunkturunabhängig ein Klima der Sorgen und

Ängste hervorrufen. Nun, ganz so zwangsläufig scheint diese Entwicklung nicht zu sein, wenn allein eine gute konjunkturelle Entwicklung einen positiven Stimmungstrend hervorrufen kann.

Damit ist keineswegs gesagt, dass die Menschen in Deutschland alles rosarot sehen würden. Die Beiträge belegen ganz eindeutig, dass einige gesellschaftliche Entwicklungen den Menschen Kopfschmerzen bereiten. Das gilt für den Erhalt des Friedens und die innere Sicherheit, den sozialen Zusammenhalt und vor allem die Migration (vgl. Lübke in diesem Band). Letzteres Thema birgt besonderes Konfliktpotenzial, weil sowohl die Einwanderung Befürchtungen hervorruft als auch die wachsende Ausländerfeindlichkeit. Dieser Zwiespalt übersetzt sich zunehmend in eine politische Konfliktlinie (vgl. Droste sowie Hertel/Esche in diesem Band). Gleichwohl taugen selbst die derzeit großen migrationsbezogenen Sorgen und Ängste weniger dazu, die Diagnose Angstgesellschaft zu bestätigen, als es zunächst den Anschein hat. Unser erster Einwand ist, dass starke Ängste vor Zuwanderung so neu nicht sind, denn schon um die Jahrtausendwende und 2005 schossen sie kurzzeitig in die Höhe, um anschließend auch jeweils schnell wieder abzuflauen. Unser zweiter Einwand ist, dass es ein einfach zu identifizierendes Ereignis gibt, das diese Ängste jüngst hat anschwellen lassen, nämlich die starke Zuwanderung der Jahre 2015 und 2016. Mit anderen Worten: Ohne diese historische Ausnahmesituation hätte es den Zuwachs der Sorgen über die Zuwanderung in dieser Größenordnung nicht gegeben. Auch einige andere gesellschaftsbezogene Ängste und Sorgen sind stark eventgetrieben (durch Terrorismus, Anschläge, Kriege usw.) und damit kontingent – und keineswegs notwendiger Bestandteil moderner Gesellschaften *in ihrem Normalbetrieb*, wie es die Angstdiagnosen unterstellen. Darauf verweist auch, dass andere gesellschaftsbezogene Sorgen und Ängste stark fluktuieren (z. B. die Sorge um die allgemeine wirtschaftliche Situation) oder langfristig abnehmen (z. B. die Sorge um die Umwelt). Die Pauschaldiagnose, die Menschen hätten heute vor allem und jedem Angst, wird durch das empirische Material nach unserem Dafürhalten jedenfalls nicht gestützt.

Das zweite Überprüfungskriterium lautete, dass Sorgen und Ängste in allen Bevölkerungsschichten angewachsen sind und daher die Zone der Verunsicherung bis weit in die Mittelschichten hineinragt (Bude 2014; Mau 2012). Hier ist es schon schwieriger, ein eindeutiges Fazit zu ziehen. Zunächst einmal belegt die Mehrzahl der Beiträge einen klaren sozialen Gradienten, so wie man ihn erwartet und auch von negativen Emotionen (Rackow/Schupp/

von Scheve 2012) kennt: Sorgen und Ängste sind in der unteren Schicht weiter verbreitet als in den Mittelschichten, und die Arbeitslosen und Einkommensarmen leiden besonders unter einem geringen Wohlbefinden. Naturgemäß gilt dies vor allem für die persönlichen Lebensbereiche, wie Lengfeld für die Abstiegsängste, Delhey und Steckermeier für die Statusängste und Lübke gleich für ein ganzes Paket persönlicher Sorgen zeigen. Auch die durchaus nach Herkunftsfamilie »geschichteten« beruflichen Zukunftserwartungen der Jugendlichen (Esche/Böhnke in diesem Band) belegen diesen gesellschaftlichen Grundtatbestand. Der Beitrag von Herok, Spahn und Himmelreicher, der eine prekäre Berufsgruppe in den Blick nimmt, fördert eindrücklich berufliche Sorgen und Nöte zu Tage, die man so massiv in mittleren und höheren Klassenlagen sicherlich nicht vorfindet. Selbst einige gesellschaftsbezogene Sorgen (wie die um den Schutz der Umwelt oder über die Zuwanderung) haben einen sozioökonomischen Gradienten – und zwar genau in der Richtung, wie man es erwartet, wenn man Angstrelationen als Ausdruck symbolischer Herrschaft versteht (vgl. Schmitz in diesem Band).

Die Beiträge, die den sozioökonomischen Gradienten persönlicher Sorgen über die Zeit verfolgen, belegen zudem überwiegend Stabilität – auch wenn Delhey und Steckermeier mit der Hochschulbildung einen sozialen Marker benennen, der heute nicht mehr im selben Maße wie noch vor einigen Jahren vor (glücklicherweise wenig verbreiteten) Statusängsten schützt. Ansonsten greifen dieselben Abstufungen wie eh und je, darunter Einkommen, Arbeitsmarkterfolg bzw. -misserfolg (siehe Delhey/Steckermeier) und Schicht (siehe Lengfeld). Alles in allem sollte man deshalb nicht davon ausgehen, dass sich die Unterschiede zwischen Unterschicht und Mittelschichten bei den negativen Komponenten des subjektiven Wohlbefindens nennenswert verwischt hätten, wie manche Gegenwartsdiagnosen nahelegen. Eher scheint es so, dass sich die Sorgenniveaus verschiedener Schichten weitgehend parallel bewegen. Und seit ca. 2005 heißt das für alle Schichten: in eine positive Richtung. Damit erweist sich sowohl Budes (2014) Diagnose als fragwürdig, nach der auch die Mittelschichten *in hohem Maße* verunsichert seien (vgl. dazu relativierend auch Burzan/Kohrs/Küsters 2014), als auch Nachtweys (2016) Prognose, dass es für die Modernisierungsverlierer, ja generell eine breite Schicht der abhängig Beschäftigten nur noch eine Richtung gäbe, ökonomisch wie subjektiv: *bergab*.

Das *dritte* Kriterium, das wir aus den Angstdiagnosen abgeleitet haben, lautete, dass Sorgen und Ängste heute *folgenreicher für Individuum und Gesell-*

schaft sind. Sorgen und Ängste müssten demnach in zunehmendem Maße beeinflussen, was die Menschen denken und tun, und über die Logik der Aggregation damit auch den Kurs der Gesellschaft bestimmen. Dies ist sicherlich das Kriterium, über das wir noch relativ wenig wissen – trotz dieses Sammelbandes. Für die – insgesamt keinesfalls gestiegenen – Statusängste (Delhey/Steckermeier in diesem Band) wissen wir immerhin, dass sich diese in einem Zehn-Jahres-Vergleich heute weniger stark in Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben übersetzen, aber stärker in Unzufriedenheit mit Politik und Gesellschaft, gemessen am Misstrauen in staatlich-gesellschaftliche Institutionen. Sowohl Droste als auch Hertel und Esche finden Hinweise dafür, dass Sorgen und Ängste mit populistischen Einstellungen bzw. der Wahl rechtspopulistischer Parteien zusammenhängen. Allerdings gibt es nicht *die eine* Angst, die alles erklären kann. Vielmehr scheint es ein komplexes Zusammenspiel ökonomischer, sozialer und kultureller Sorgen und Ängste einerseits und tatsächlicher sozioökonomischer Risiken andererseits zu sein, das den Nährboden für populistische Bewegungen bereitet. Mit einiger Spekulation deutet sich an, dass die politisch-öffentliche Wirkung negativer Stimmungslagen tatsächlich gewachsen ist – sei es, weil der »Wutbürger« (Vorländer 2011; Kersting 2013) seinen Unmut stärker nach außen trägt, sei es, weil Aktionsgruppen und politische Parteien negative Befindlichkeiten der Bevölkerung direkter adressieren. Hier sehen wir noch erheblichen Forschungsbedarf.

Alles in allem gesehen legen die Befunde im vorliegenden Sammelband nahe, dass die populäre Diagnose einer Angstgesellschaft überzogen ist. Wir finden weder eine systematische Zunahme von Sorgen und Ängsten im Zeitverlauf noch eine Fusionierung von Unterschicht und Mittelschicht in eine nivellierte Klasse der Besorgten. Sorgen und Ängste sind mitnichten zur dominierenden Gefühlslage geworden, und gerade in der Mittelschicht können wir nicht jene angeblich allgegenwärtigen Abstiegs- und Statussorgen ausfindig machen, die die Mitte der Gesellschaft zu einer »Kampfzone« (Schöneck/Ritter 2018) machen. Im Lichte der empirischen Befunde betrachtet sind die populären Angstdiagnosen in zentralen Aspekten offenbar mehr Panikmache denn angemessene Beschreibung der heutigen Gesellschaft. Am ehesten treffen sie wohl hinsichtlich der gestiegenen Politisierung von Sorgen und Ängsten zu, aber auch hier brauchen wir noch mehr Forschung, um dies mit größerer Sicherheit sagen zu können.

Bei unserem Fazit müssen wir einschränkend auf mindestens zwei Punkte hinweisen. Zum einen hängen die Ergebnisse empirischer Sozial-

forschung immer von den Indikatoren ab, mit denen wir die soziale Realität abzubilden versuchen. Gerade im sozioökonomischen Bereich gibt es einen Mangel an Indikatoren, die die Furcht vor einer *langfristigen* (auch über Generationen wirkenden) Verschlechterung der Lebensbedingungen bzw. der relativen Stellung in der Gesellschaft thematisieren. So erweist sich langfristiger Pessimismus offenbar als weiter verbreitet als kurzfristiger Pessimismus und ragt weiter in die Mittelschicht hinein (vgl. Schöneck/Mau/Schupp 2011). Allerdings können die Autoren keine Auskunft über die Entwicklung langfristiger Sorgen und Ängste geben, da sie nur über Querschnittsdaten verfügen, und die Angst vor Altersarmut befindet sich nicht auf einem besorgniserregenden Niveau (vgl. Lübke in diesem Band). Gleichwohl gilt: Bessere und vielfältige Indikatoren würden uns helfen, die negativen Komponenten des subjektiven Wohlbefindens mit noch mehr Tiefgang zu erforschen.

Zum anderen befassen sich die meisten Beiträge dieses Sammelbandes mit mehr oder weniger konkreten Sorgen und Ängsten. Wie bereits erwähnt gibt es aber noch einen zweiten Typus von Angst, die Kontingenztangst. Diese eher *diffuse* Angst vor der generellen Unübersichtlichkeit des modernen Lebens führt uns, viel mehr als die konkreten Befürchtungen, auf das Terrain der Anomie, die ja ein klassischer Untersuchungsgegenstand der Soziologie seit Durkheim ist und integraler Bestandteil der Wohlfahrtsforschung der 70er und 80er Jahre war (Glatzer/Zapf 1984). Es ist möglich, aber keineswegs zwingend, dass uns die Entwicklung dieser diffusen Ängste mehr Indizien für eine Angstgesellschaft geliefert hätte. Ein Hinweis auf ihre Bedeutung ist, dass der Eindruck, die Welt sei überkomplex geworden, eine starke Determinante einer populistischen Orientierung ist (vgl. Droste in diesem Band). Bei den diffusen Ängsten sehen wir deshalb auch aktuell den größten Bedarf für weitere Forschung, idealerweise anknüpfend an die Tradition der deutschen Wohlfahrtsforschung sowie an deren Datenbestände, um die zentrale Frage beantworten zu können, ob die Anomie nun tatsächlich zugenommen hat oder nicht.

Damit sind wir auch schon bei weiteren Empfehlungen für zukünftige Forschung. Eine wichtige Leerstelle scheint uns die *international-vergleichende Perspektive* zu sein. Auch dieser Sammelband konzentriert sich, im bewussten Anschluss an die wissenschaftliche und öffentliche Debatte hierzu, auf die deutsche Gesellschaft. Nur ein Beitrag geht auf Deutschlands Position in Europa ein – mit dem Ergebnis, dass zumindest Statusängste in Deutschland eher wenig verbreitet sind (Delhey/Steckermeier in diesem

Band). Auch Dehne (2017: 438 ff.) findet in seinem europäischen Vergleich keinen Beleg dafür, dass die Menschen in Deutschland besonders ängstlich seien – trotz der verbreiteten Rede von der *German Angst*. Breite interkontinentale Vergleiche können den Blick dafür schärfen, welche Sorgen und Ängste für die westlichen Gegenwartsgesellschaften typisch sind, während Vergleiche der westlichen Gesellschaften untereinander Aufschluss darüber geben, inwieweit länderspezifische Bedingungen zur Entstehung von Sorgen und Ängsten beitragen – vielleicht mehr als »die Spätmoderne« schlechthin. Gerade letzteres ist ein Punkt, der in manchen Gegenwartsdiagnosen nur unzureichend reflektiert wird.

Lohnend wäre weiterhin zu erkunden, warum die diversen sozialstrukturellen, institutionellen und kulturellen Trends, die ja das argumentative Fundament der Angstdiagnosen darstellen, sich *nicht* in kontinuierlich wachsende Sorgen und Ängste übersetzt haben. Mit der seit Jahren guten wirtschaftlichen Konjunktur haben wir eine mögliche Erklärung bereits erwähnt, die uns aber nicht ausreichend erscheint. Welche anderen gesellschaftlichen Entwicklungen mildern die negativen Effekte der individualisierten Konkurrenzgesellschaft auf das Wohlbefinden ab oder neutralisieren diese sogar? Welche individuellen Ressourcen helfen den Menschen dabei, in der beschleunigten und sicherlich objektiv »anstrengender« gewordenen Gegenwartsgesellschaft doch ein hohes Maß an Wohlbefinden zu erreichen? Hier ist an Autonomiegewinne und Lebensführungsfreiheiten ebenso zu denken wie an Bildung oder Sozialkapital. Vielleicht unterschätzt ja die soziologische Zunft die Fähigkeit der Menschen, mit Unsicherheit umzugehen – und damit die *Resilienz* von Individuen und Gesellschaften. Bleibt abschließend die Frage, mit welchem Schlagwort wir die Stimmungslage der Bevölkerung auf einen Punkt bringen können, und zwar realistischer als mit dem zu negativen Schlagwort der Angstgesellschaft. Vielleicht trifft es die »unruhige Gesellschaft« besser.

Literatur

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bell, D. (1991): Die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt a. M./New York: Campus.

- Betzelt, S./Bode, I. (2017): »Angst im Sozialstaat – Hintergründe und Konsequenzen«, in: WISO direkt 38, S. 1–4.
- Betzelt, S./Bode, I. (2018): Angst im neuen Wohlfahrtsstaat: Kritische Blicke auf ein diffuses Phänomen, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Bogner, A. (2015): Gesellschaftsdiagnosen. Ein Überblick, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Bude, H. (2014): Gesellschaft der Angst, Hamburg: HIS Verlagsgesellschaft.
- Burzan, N./Kohrs, S./Küsters, I. (2014): Die Mitte der Gesellschaft: Sicherer als erwartet?, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Dehne, M. (2017): Soziologie der Angst. Konzeptionelle Grundlagen, soziale Bedingungen und empirische Analysen, Wiesbaden: Springer VS.
- Duden (o. J.): »Angst« auf Duden online. URL: www.duden.de/node/678591/revisions/1997655/view, zuletzt geprüft: 21.11.2018.
- Erlinghagen, M. (2010): »Mehr Angst vor Arbeitsplatzverlust seit Hartz? Langfristige Entwicklung der Beschäftigungsunsicherheit in Deutschland«, in: IAQ-Report 2010-02, S. 1–12. DOI: 10.17185/dupublico/45641
- Geißler, R. (2014): Die Sozialstruktur Deutschlands, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: 10.1007/978-3-531-19151-5
- Glatzer, W./Zapf, W. (Hg.) (1984): Lebensqualität in der Bundesrepublik: Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden, Frankfurt a. M.: Campus.
- Inglehart, R. (1971): »The Silent Revolution in Europe: Intergenerational Change in Post-Industrial Societies«, in: The American Political Science Review 65, S. 991–1017. DOI: 10.2307/1953494
- James, O. (2008): The Selfish Capitalist. Origins of Affluence, London: Vermilion.
- Kersting, N. (2013): »Wutbürger und andere soziale Bewegungen«, in: Der Bürger im Staat 65, S. 155–165.
- Knuth, M. (2006): »Hartz IV – die unbegriffene Reform«, in: Sozialer Fortschritt 55, S. 160–168.
- Lengfeld, H./Ordemann, J. (2017): »Der Fall der Abstiegsangst, oder: Die mittlere Mittelschicht als sensibles Zentrum der Gesellschaft. Eine Trendanalyse 1984–2014«, in: Zeitschrift für Soziologie 46, S. 167–184. DOI: 10.1515/zfs0z-2017-1010
- Lübke, C./Erlinghagen, M. (2014): »Self-Perceived Job Insecurity Across Europe over Time: Does Changing Context Matter?«, in: Journal of European Social Policy 24, S. 319–336. DOI: 10.1177/0958928714538215

- Mau, S. (2012): *Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht?*, Berlin: Suhrkamp.
- Nachtwey, O. (2015): »Rechte Wutbürger. Pegida oder das autoritäre Syndrom«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, S. 81–89.
- Nachtwey, O. (2016): *Die Abstiegs-gesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*, Berlin: Suhrkamp.
- Neckel, S. (2008): *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*, Frankfurt a. M.: Campus.
- Pauer, N. (2011): *Wir haben keine Angst: Gruppentherapie einer Generation*, Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Rackow, K./Schupp, J./von Scheve, C. (2012): »Angst und Ärger: Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 41, S. 392–409. DOI: 10.1515/zfs02-2012-0505
- Schimank, U./Mau, S./Groh-Samberg, O. (2014): *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*, Weinheim: Beltz Juventa.
- Schmidbauer, W. (2005): *Lebensgefühl Angst: Jeder hat sie. Keiner will sie. Was wir gegen Angst tun können*, Freiburg: Herder.
- Schöneck, N. M./Ritter, S. (2018): *Die Mitte als Kampfzone: Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, Bielefeld: transcript.
- Schöneck, N. M./Mau, S./Schupp, J. (2011): »Gefühlte Unsicherheit: Deprivationsängste und Abstiegs-sorgen der Bevölkerung in Deutschland«, in: *SOEPpapers on Multidisciplinary Panel Data Research* 428, S. 1–14.
- Schulze, G. (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Vorländer, H. (2011): »Der Wutbürger – Repräsentative Demokratie und kollektive Emotionen«, in: H. Blum/K. Fischer/M. Llanque (Hg.), *Ideenpolitik. Geschichtliche Konstellationen und gegenwärtige Konflikte*, Berlin: Akademie, S. 467–478.